

Mathias Greffrath

Wohin mit den Alten?

Ein Vorschlag zur Dämpfung des Generationenproblems

Steigende Lebenserwartung, eine rasante Zunahme von Pflegefällen, bedingt durch Demenz und Alzheimer – all das ist so absehbar und unbestreitbar wie die Abnahme des Wachstums in unserer Wohlstandsregion. Die alten Solidaritätssysteme, so hören wir es jede Woche, funktionieren nicht mehr lange. Wie sieht es also aus mit den Zukunftsperspektiven der Alten? Und wie erst mit den noch viel prekäreren Perspektiven unserer Kinder?

Als ich 65 Jahre alt wurde, klingelte es morgens an der Tür. Der Herr im schwarzen Anzug war mittellung, gegelten Haares, und trug ein kleines Mäppchen unter dem Arm. »Haben Sie«, so setzte er dynamisch an, »haben Sie eigentlich schon einmal über ihre Lebenserwartung nachgedacht?« Und als ich zögerte, setzte er nach: »Und über das, was danach kommt?« Noch bevor ich sagen konnte: »Danke nein«, lächelte er sanft: »Keine Angst, ich bin kein Zeuge Jehovas, und es geht auch nicht ums Jenseits.« Sondern? »Um die große Krise, von der die Finanzkrise ja erst der Anfang ist, und nach der nichts mehr so sein wird, wie es war. Weswegen wir nach ganz neuen Lösungen suchen müssen.« Und da ich auch dieser Meinung bin, bat ich ihn herein.

»Wir sind da ja in mehrere Fallen gleichzeitig gerutscht«, dozierte er und legte ein paar glanzfolienkaschierte Statistiken auf den Tisch: über sinkende Wachstumsraten, abnehmende Bevölkerung, technologische Arbeitslosigkeit, und schließlich: Lebenserwartung. »Statistisch«, und damit nahm er mich fest in den Blick, »haben Sie noch gut 16 Jahre zu leben. Das ist nicht schlecht, das ist mehr als jede Generation vor ihnen. Aber« – wieder ein Blick in meine Augen – »sie gehören auch zur ersten Generation nach 1945, die ihre



Mathias Greffrath

(* 1945) ist Soziologe und Journalist. Er arbeitet für *DIE ZEIT*, die Tageszeitung und ARD-Anstalten. Er lebt in Berlin.

Greffrath@aol.com

Kinder mit der Wahrheit konfrontieren muss, dass es ihnen wahrscheinlich schlechter gehen wird als uns.«

Ich dachte an meine Töchter mit ihren wertvollen, aber prekären Berufen und seufzte leicht. Das war eine Vorlage für den jungen Mann. »Ja, immer weniger von uns sind in der Lage, ihren Kindern oder Enkeln wenigstens eine Starthilfe zu geben.« Und dann zog er die letzte Folie heraus: die Zunahme der Alzheimer-, Parkinson- und Demenzfälle von 2001 bis 2050. »Und die schlimmste Fortschrittsfalle«, sagte er sanft, »ist ja vielleicht dieses lange Leben, oder sagen wir lieber: dieses quälend verlängerte Sterben. Die Heime sind jetzt schon voll mit Menschen, die ihre Existenz als doppelte Last empfinden: das eigene Dahinschwenden und die Scham, anderen nur noch beschwerlich zu sein. Das kleine Vermögen, das sie hoffentlich angespart haben, verdampft zur Finanzierung ihrer Pflege und der medizinischen

Betreuung. Da bleibt nichts als Starthilfe für Kinder oder Enkel.«

Profitable Lösung des Alterselends

Er blickte auf die Uhr, und was er nun sagte, klang wie oft geübt: »Unser Projekt ›Neuer Generationenpakt‹ antwortet auf diese zwei Notlagen: die Furcht vor einem Tod dritter Klasse und die Sorge um die Zukunft der Kinder. Die Grundidee ist folgende: Sie, Herr Greffrath, entscheiden sich, nicht an Schläuchen zu enden, sondern Ihren Ausgang selbst zu wählen. Wir helfen Ihnen dabei.« Er griff in seine Mappe und zog eine Tabelle heraus: »Die Kosten für zwei Jahre in einem halbwegs komfortablen Pflegeheim betragen zur Zeit ca. 72.000 Euro, dann wäre da die medizinische Intensivversorgung im letzten halben Jahr, rund 100.000 Euro, dazu Leistungen der gesetzlichen Rente von durchschnittlich 12.000 Euro pro Jahr. Wenn Sie nun als Senior-Partner in unseren ›New Deal der Generationen‹ eintreten und einwilligen, im Alter von, sagen wir, 75 Jahren, abzutreten, ergäbe sich dadurch eine Ersparnis von 200.000 Euro, abzüglich Verwaltungskosten natürlich...«

Das mit den Zahlen hätte er nicht machen sollen, der Herr im schwarzen Anzug. Denn in Zahlen konnte ich noch nie träumen. Das Ganze war ein Albtraum gewesen – von der schlimmsten aller möglichen, der privatwirtschaftlichen, d. h. profitablen Lösung des Alterselends.

Die steigende Lebensdauer, die rasante Zunahme von Pflegefällen, von Demenz und Alzheimer sind ja unbestreitbar – und auf der anderen Seite ist das Schrumpfen des Wachstums in unserer Wohlstandsregion absehbar, ebenso wie die prekären Zukunftsperspektiven unserer Kinder. Die alten Solidaritätssysteme, so hören wir es jede Woche, funktionieren nicht mehr lange.

Aber die statistischen Apokalypsen, die regelmäßig in den Prospekten für private Pflegeheimansparpläne und Riesterrenten auftauchen, sind mit Vorsicht zu genießen. Und das nicht nur, weil die Versprechen privater Zukunftssicherung, angesichts der Turbulenzen auf den Kapitalmärkten, auf Sand gebaut sein könnten. Die Dramatik ist erschlichen, so zeigt es schon die erste kritische Betrachtung der Horrorzahlen. Heute, so warnt das Statistische Bundesamt, finanzieren drei Bürger im arbeitsfähigen Alter einen Alten; im Jahre 2060 müssten sie bereits für zwei Rentner aufkommen. Die Belastung der arbeitenden Generation durch die Rentenkassen würde sich also verdoppeln.

Andere Statistiker melden Zweifel an solchen Modellrechnungen, die über 50 Jahre gehen, an. Aber auch, wenn man keine außerordentlichen Erschütterungen – wie Kriege einerseits, Innovationsrevolutionen andererseits – berechnet, sondern den technischen und institutionellen Status quo hochrechnet, sind solche statistischen Spekulationen mehr als bezweifelbar. So führt die Fixierung auf das Verhältnis der Erwerbstätigen zu Rentnern in der Tat in ein Schrecken erregendes Szenario. Nur, bei dieser Rechnung wird die einfache Tatsache vergessen, dass in jeder Gesellschaft Erwerbstätige und Aktive die Alten *und* die Jungen mitversorgen. Wenn man diese Gesamtbelastung zugrunde legt, dann wird aus einer Verdoppelung sehr schnell eine Steigerung von nur 50 %. Das klingt gar nicht mehr so bedrohlich, auch wenn der Grund darin liegt, dass die arbeitsfähige Bevölkerung Deutschlands und die nachwachsenden Generationen schrumpfen. Man mag diese Schrumpfung aus anderen Gründen beklagen, aber eine 50 %ige Steigerung ließe sich, auch das ergeben schon die linearen Fortschreibungen, ohne Weiteres aus dem Produktivitätszuwachs der Volkswirtschaft finanzieren. Denn selbst wenn die Produktivität der Arbeit, sehr konservativ gerechnet, nur

um ein Prozent pro Jahr steigen würde, und alles andere gleich bliebe, wird das Sozialprodukt in dieser Zeit um 65 % steigen. Die Zumutung bestünde dann »nur noch« darin, dass der bei den Individuen spürbare Wohlstand unserer Gesellschaft nicht mehr wächst. Aber wäre das eine Methusalemfalle, eine demografische Apokalypse?

An solchen und anderen Gegenrechnungen wird klar: der Hammer »Demografische Zeitbombe« rechnet – und das noch selektiv – den Status quo und die Funktionsweise der jetzigen Systeme hoch. Und damit vernebeln solche »Modellrechnungen« ganz andere Fronten: den politischen Kampf um mehr oder weniger soziale Transferleistungen in einer Sozialen Marktwirtschaft und die Einkommens- und Vermögensverteilung; vor allem aber die Abkoppelung der Löhne, Gehälter und Renten von der Teilhabe am Produktivitätsfortschritt. Im Klartext: Die Verlängerung der Lebensdauer durch den technischen und sozialen Fortschritt reibt sich an den als unabhängige Variable eingesetzten Profitsteigerungsbedürfnissen der Kapitaleigner. Es stimmt: vor 100 Jahren bezog ein 65-Jähriger im Schnitt acht Jahre Rente, bis er starb, heute sind es doppelt so viele. Reformstrategien wie Rente mit 67, oder gar 70 zielen darauf, diesen Zeitraum vom Ende der Arbeitsperiode bis zum Tod zu verkürzen und – *ceteris paribus* – so bezahlbar zu machen. Der Mann in meinem Albtraum hatte diese strukturelle Verkürzung des finanzierten Lebensabends nur auf den schwarzen Punkt gebracht. Für die Unterschichten ist nicht nur die Unterfinanzierung, sondern die Verkürzung des Lebens überhaupt schon immer schlimme Wirklichkeit: Im Durchschnitt stirbt ein Mann aus dem unteren Fünftel der Einkommenspyramide immer noch zehn Jahre früher als einer im obersten Fünftel. Nicht auszudenken die Folgen für die Staatskassen, wenn die Malocher noch länger leben würden.

Der menschliche Kern des Problems

Weil Du arm bist, musst Du früher sterben – das klingt wie ein Aufruf zum Klassenkampf. Aber damit wäre das andere Problem, von dem der Herr im schwarzen Anzug sprach, noch nicht gelöst: das soziale, psychische und physiologische Alterselend. Geld kann dieses Problem nur partiell lösen. Pflege, Sorge um die Alten, Kranken, Gebrechlichen, die früher der Familie, der Gemeinschaft, der Nachbarschaft zufielen – und zwar als Last, die jeder tragen musste – sind heute zu Waren geworden: der Lebensabend der einen ist der Arbeitsplatz und der Profit der anderen. Die Modellrechnungen zeigen zwar, dass selbst das herkömmliche, gigantomane Gesundheitswesen in Zukunft finanzierbar wäre. Aber das rührt nicht an den menschlichen Kern des Problems: Wohin mit den Alten? Die Pflegeheime, die Alterseinsamkeit, der Riss zwischen den Generationen, die Last eines Lebens, in dem wir nicht mehr gefragt sind – all das lässt sich mit Geld nicht aus der Welt schaffen. Ebenso wenig wie die Sorge um die Zukunft unserer Kinder. Der wichtigste Klassenkampf wird also der mit uns selbst sein: die Bekämpfung der Kultur des Kapitalismus in uns selbst; die Überwindung der Idee, man könne mit Geld alles lösen, die Entfesselung unserer sozialen Fantasie und unserer Aktivitätslust.

Erstaunlich, dass kaum ein geselliger Abend vergeht – in meiner Altersgruppe –, an dem nicht das Wort »Alten-WG« auftaucht; aber keiner meiner Freunde hat es bislang geschafft, sich mit anderen zusammenzutun, um so etwas aufzubauen. Obwohl da schon lange etwas in Bewegung gekommen ist: in der Gesellschaft, nicht in der Politik. Immer mehr Menschen, vor allem junge Paare mit Kindern schließen sich zusammen zu Baugruppen oder Genossenschaften, um etwa ein Mehrgenerationenhaus zu bauen. Mitten in Berlin

wird gerade die größte dieser Neusiedlungen gebaut: 300 Wohnungen mit Behinderten-, Kinder- und Altenquote sowie Gemeinschaftseinrichtungen. Durch Bürgerinitiativen sind in den letzten Jahren 1.200 ambulante Wohnpflegegruppen entstanden, zumeist in Dörfern und Kleinstädten, die »ihre« Dementen und Alzheimerkranken zu Hause betreuen und so zur »heimfreien Zone« geworden sind.

Alle diese Bewegungen kommen von unten, während Gesetzgeber, Krankenkassen, Pflegeverbände mit ihren institutionellen Eigeninteressen bislang veränderungsresistent sind. Seit Jahren wirbt der – verrentete – Psychiater Klaus Dörner für einen »dritten Sozialraum«: die bewusste Herstellung von Nachbarschaft durch die Wahlverwandtschaft hergestellter Großfamilien. Warum nicht, so fragt Dörner, in jedem Kiez, in jedem Hochhaus eine oder mehrere Wohnungen oder Etagen freihalten, in denen alte Menschen, betagte Singles, Gehbehinderte, Rekonvaleszente oder auch Bettlägerige und Demenzkranke leben können, ohne ihre vertraute Umgebung, ihre Bekannten und Freunde zu verlieren?

Die Bundesinitiative »Daheim statt Heim«, vor fünf Jahren von der Bundes-

tagsabgeordneten Silvia Schmidt gegründet, fordert einen Baustopp für Pflegeheime und die Umwandlung aller Heime in betreute Wohnungen oder ambulante Versorgung. Bislang haben sich Gesetzgeber, Pflegeorganisationen und Wohlfahrtsverbände dieser Idee nicht zugewandt, obwohl eine solche große Reform auf lange Sicht sogar Kosten sparen könnte.

Bürgerschaftliche Initiativen in diese Richtung kommen zumeist aus den gebildeten Mittelschichten. Damit es mehr werden und auch diejenigen erreicht werden, die in den großen Städten verloren gehen, braucht es neben der Bereitschaft der Kommunen, Gebäude für den »dritten Sozialraum« zur Verfügung zu stellen, neben einem Umdenken der Verbände und neuer Finanzierungssysteme, vor allem fantasievolle Organisatoren, nicht zuletzt so etwas wie klinkenputzende Sozialanimateure – Profis oder Amateure. Stellen Sie sich vor, am Tag ihrer Verrentung klingelt es an der Tür und davor steht einer in Ihrem Alter und sagt: »Haben Sie eigentlich schon über ihre Lebenserwartung nachgedacht, also: über das, was Sie noch von Ihrem Leben erwarten? Ich möchte da mit Ihnen über ein Projekt reden...« ■

Hanjo Kesting

Der ungeheure Strindberg – ein Gedenkblatt

Hanjo Kesting

(* 1943) ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Soeben erschien bei *Wallstein: Grundschriften der europäischen Kultur. Erfahrungen, woher wir kommen.*



August Strindberg ist der größte Name der schwedischen Literatur, eine der erstaunlichsten, ungewöhnlichsten Gestal-

ten der Literaturgeschichte, von verstörender Wirkung auf seine Zeitgenossen. Theodor Fontane, der sich im Alter mit boshafte, aufsässigen Bemerkungen gerade über die »Klassiker« nicht genug tun konnte, formulierte Strindbergs Wirkung mit den Worten: »Ein furchtbarer Mann, aber doch von einem so großen Talent, daß man in seinem Unmut, Ärger und Ekel immer wieder erschüttert wird.«

Der Verfasser des *Stechlin* konnte sich nicht so recht befreunden mit einem Au-